

<http://hdl.handle.net/20.500.11780/3689>

Erstveröffentlichung bei Vandenhoeck & Ruprecht (<http://www.v-r.de/de/>)

**Autor(en):** Möller, Birgit; Lamparter, Ulrich; Wiegand-Grefe, Silke

**Titel:** "Und plötzlich war ich ganz allein" - Traumatisierende Erfahrungen einer Jugendlichen während des "Hamburger Feuersturms" und ihre transgenerationale Weitergabe über

**Erscheinungsjahr:** 2012

**In:** Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 2012, 61 (8), 623-640

### **Nutzungsbedingungen**

PsyDok gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nichtkommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von PsyDok und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### **Kontakt**

Leibniz-Zentrum für Psychologische Information und Dokumentation (ZPID)  
Universitätsring 15  
54296 Trier  
Telefon: +49 (0)651 201-2877  
Fax: +49 (0)651 201-2071  
[info@zpid.de](mailto:info@zpid.de)

# „Und plötzlich war ich ganz allein“ Traumatisierende Erfahrungen einer Jugendlichen während des „Hamburger Feuersturms“ und ihre transgenerationale Weitergabe über drei Generationen\*<sup>1</sup>

Birgit Möller, Ulrich Lamparter und Silke Wiegand-Grefe

## Summary

*“Suddenly I was all Alone”: Traumatic Experiences of a 12 Year Old Girl During the “Operation Gomorrha” and its Transmission over Three Generations*

Air strikes on Hamburg in 1943 (“Operation Gomorrha”) were a historical turning point and had a deep impact on both cityscape and history of Hamburg. Little is known about intraindividual and transgenerational consequences as well as its interaction with societal and historical processes. Aiming at closing this gap interviews with witnesses, their children and grandchildren, as well as the whole family, were conducted in the context of an interdisciplinary research project. Based on the example of an interview with a at the time of the “Operation Gomorrha” eleven years old witness, her daughter, and grandson the biographical localisation of war experiences and transgenerational transmission will be explained and discussed.

*Prax. Kinderpsychol. Kinderpsychiat. 61/2012, 623-640*

## Keywords

trauma – transgenerational transmission – Operation Gomorrha – stress – children

## Zusammenfassung

Die Luftangriffe auf Hamburg 1943 („Operation Gomorrha“) haben als tiefe Zäsur Hamburgs Stadtbild und -geschichte bis heute stark geprägt. Über die intraindividuellen und transgenerationalen Folgen sowie ihre Wechselwirkung mit gesellschaftlichen bzw. historischen Prozessen ist bislang wenig bekannt. Im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojektes wurden Interviews mit Zeitzeugen, ihren Kindern und Enkeln sowie der gesamten Familie geführt, um diesen Fragen nachzugehen. Am Beispiel von Interviews mit einer zum Zeitpunkt des Feuersturms elfjährigen Zeitzeugin, ihrer Tochter und ihrem Enkelsohn wird exemplarisch die bio-

\* In memoriam Frau A., die während des Projektes verstarb, und mit Dankbarkeit für das bewegende Interview.

<sup>1</sup> Das Projekt wird durch die Gerda-Henkel-Stiftung, die Köhler-Stiftung, den Forschungsfond der International Psychoanalytic Association sowie die Werner-Otto-Stiftung gefördert.

grafische Verortung traumatisierender Kriegserfahrungen sowie die transgenerationalen Weitergabe dieser Erlebnisse an die nachfolgenden Generationen dargestellt und diskutiert.

## Schlagwörter

Trauma – transgenerationale Weitergabe – Operation Gomorrha – Stress – Kinder

### 1 Das Forschungsprojekt „Hamburger Feuersturm“

Der Begriff „Hamburger Feuersturm“ steht für große, sich über mehrere Tage hinziehende Luftangriffe auf Hamburg im Sommer 1943. Die damals schwersten Angriffe in der Geschichte des deutschen Luftkrieges, bei denen etwa 35.000 Menschen ihr Leben verloren, prägten sich als tiefste Zäsur des 20. Jahrhunderts in Hamburgs Stadtbild und -geschichte ein. Die Erinnerung ist bis heute in der städtischen Öffentlichkeit in Form von regelmäßigen Gedenkveranstaltungen und Gedenkstätten präsent. Über die langfristigen Auswirkungen sowohl in historischer Hinsicht als auch im Hinblick auf intraindividuelle und transgenerationale Folgen dieser Kriegserfahrung ist bislang nur wenig bekannt. An der Universität Hamburg schlossen sich daher Historiker, Psychoanalytiker, Ärzte und Psychologen im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojektes zusammen, die vielschichtigen Folgen dieser Angriffe und ihre Wechselwirkungen zu ergründen.

Im Mittelpunkt des interdisziplinären Forschungsprojektes steht am Beispiel der Überlebenden des „Hamburger Feuersturms“ und der nachfolgenden Generationen die Frage, inwieweit Kriegserlebnisse zu langfristigen Traumatisierungen führen und wie diese individuell, familiär und gesellschaftlich verarbeitet werden. Zur Untersuchung der Fragestellung wurden lebensgeschichtliche Interviews mit Zeitzeugen der Bombardierung, ihren Kindern und Enkeln sowie der gesamten Familie durchgeführt.<sup>2</sup> Diese wurden im Rahmen von tiefenhermeneutischen Einzelfallanalysen ausgewertet. Wenngleich der Referenzpunkt der Interviews die Erlebnisse während des „Hamburger Feuersturms“ war, wurden im Interview alle Kriegs- und Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus sowie die Zeit vor und nach dem Krieg bis zum heutigen Zeitpunkt detailliert abgefragt. Für die meisten Zeitzeugen diente der „Hamburger Feuersturm“ als Ausgangspunkt, der ihnen ermöglichte, über die Erlebnisse in ihrem Leben zu sprechen, die für sie nachhaltige Bedeutung hatten, wie z. B. Verluste der Väter oder naher Familienangehöriger sowie Trennungen von diesen.

Die Auswertung der einzelnen Interviews erfolgte in einem mehrstufigen Verdichtungs- und Analyseverfahren (vgl. Lamparter et al., 2008) unter Einbeziehung von geschichts- und sozialwissenschaftlichen bzw. psychoanalytischen Ansätzen. Ziel ist es

<sup>2</sup> Bislang wurden 82 Interviews mit Zeitzeugen, 42 Interviews mit Kindern, 12 Interviews mit Enkeln sowie 10 Interviews mit der gesamten Familie durchgeführt.

dabei, über den Einzelfall hinausgehende plausible Aussagen zu den Bedingungen der Traumaverarbeitung, zur transgenerationalen Weitergabe traumatischer Erfahrungen und zu den gesellschaftlichen und historischen Rahmenbedingungen, unter denen die Individuen und ihre Familien ihre Nachkriegsbiografien entwarfen, zu erhalten.

Am Beispiel der Interviews einer zum Zeitpunkt des „Hamburger Feuersturms“ elfjährigen Zeitzeugin, ihrer Tochter und ihres Enkelsohns sollen nachfolgend die individuelle und transgenerationale Verarbeitung traumatisierender Kriegserlebnisse über drei Generationen und ihre Folgen sowie Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Prozessen aufgezeigt und diskutiert werden.

## 2 Das Interview mit Frau A.: „Und plötzlich war ich ganz allein“

### 2.1 Eindrücke der Interviewerin während des Interviews

Frau A. zeigte bei der telefonischen Vereinbarung des Termins bereits deutlich, dass sie sich auf das Interview sehr freute. Auf Bitte von Frau A. fand das Interview im Wohnzimmer ihrer Wohnung statt. Diese wirkte auf die Interviewerin etwas altmodisch, als wäre die Zeit vor 50 Jahren stehen geblieben. Wenige kleine Lampen und Kerzen spendeten schummriges Licht und ließen eine düstere Atmosphäre entstehen.

Zu Beginn des Interviews berichtete Frau A., wie ein Enkelkind nach der Geburt plötzlich verstorben sei. Als Erinnerung an das verstorbene Enkelkind habe ein Enkelsohn ihr daraufhin eine Puppe gebastelt, die den Namen des Kindes bekommen habe und Weihnachten immer auf den Weihnachtstisch gestellt werde.

Frau A.s Bedürfnis und der Wunsch sich mitzuteilen, waren groß. Frau A. berichtete gedrängt, der Interviewerin zum Teil für Fragen kaum Raum lassend oder sie unterbrechend. Es war auffällig, dass starke Gefühle bzw. Affekte während des Interviews nur an einer Stelle zum Vorschein kamen. Frau A. wirkte im Interview in ihrer Erzählung zuweilen getrieben. Es kamen immer neue Geschichten hinzu, zumeist traurige Erlebnisse, aber auch gute Momente. Die Interviewerin schwankte während des Interviews zwischen tiefem Mitgefühl, Gefühlen der Unerträglichkeit und Unsäglichkeit als auch der Trauer. Sie dachte zuweilen, dass es nicht mehr auszuhalten sei, es nicht mehr schlimmer kommen könne, musste jedoch miterleben, dass es „immer schlimmer kam“.

### 2.2 Biografischer Hintergrund

Frau A. ist 1931 als jüngstes von vier Kindern<sup>3</sup> in Hamburg geboren worden. Ihre Familie lebte in einer Wohnung in dem überwiegend von Arbeitern bewohnten Stadtteil Barmbek. Ihr Vater war den ganzen Tag als Tischler in einem größeren Betrieb beschäftigt, ihre Mutter kümmerte sich um Kinder und Haushalt.

<sup>3</sup> +8 Jahre Schwester, +12 Jahre Bruder, +16 Jahre Bruder.

Während der Geburt von Frau A. verstarb ihre bereits durch eine unheilbare Krankheit geschwächte Mutter an Kreislaufversagen. Der Tod war für die Familie sehr einschneidend, stand der Vater doch plötzlich mit vier Kindern, die er ernähren musste, alleine da. Mit der Versorgung eines Neugeborenen, wie Frau A. im Interview vermutete, überfordert und vor dem Hintergrund der Notwendigkeit, den Unterhalt zu verdienen, gab der Vater wenige Tage später seine jüngste Tochter in ein Kinderheim, wo sie die ersten zwei Lebensjahre verbrachte. Eine Nachbarin, Tante Dora, die mit der Mutter zu Lebzeiten eng befreundet war, besuchte das kleine Mädchen regelmäßig und erlebte, dass sie sich in manchen Bereichen verzögert entwickelte. Sie wandte sich schließlich in zunehmender Sorge um Frau A. an den Vater: „Die hat dann gesagt, wie mein Vater mal sein Leid klagte: ‚Die Kleine wird jetzt zwei und die spricht noch nicht. Die sagt nur *Nana*, und *Gigi*.‘ Nana war die Schwester und Gigi war ’n Keks, nicht. Das konnte ich, mehr nicht. Und äh, ‚Ich mach mir Sorgen was aus dem Kind wird“ (14).<sup>4</sup> Tante Dora bot an, den Vater zu unterstützen und sich tagsüber, wenn er fort war, um Frau A. zu kümmern. Der Vater ging auf den Vorschlag ein und Frau A. lebte fortan wieder in der Familie. Tante Dora wurde für Frau A. eine wichtige Bezugsperson, von der sie viel über ihre Mutter erfuhr. Ihren Vater erlebte Frau A. als stark und kompetent. Sie fühle sich in seiner Gegenwart, auch während der zahlreichen späteren Luftangriffe, stets bei sicher und aufgehoben. Darüber hinaus verband Frau A. mit ihrem Vater ein tiefer Glaube an Gott, der ihr viel bedeutete und ihr Kraft gab. Zugleich beschrieb Frau A. ihren Vater als sehr streng und wenig Gefühle zeigend. Erst sehr viel später, als Frau A. ihren Vater nach einem Krankenhausaufenthalt ihretwegen weinen sah, konnte sie erstmalig spüren, was sie ihm bedeutete: „Und da habe ich meinen Vater das erste Mal weinen sehen ... dass ich nun wieder da war. Nicht, also ich habe ihm ne Menge bedeutet ... von wegen sein Herz doch geblutet hat ... war echt’n Erlebnis für mich, nicht“ (17).

Die Beziehung zu ihrer Schwester Anne beschrieb Frau A. als zeitlebens schwierig und seitens dieser von Eifersucht geprägt. Ihre Brüder hingegen wurden zu sie unterstützenden elterlichen Ersatzfiguren, denen sie sich sehr nahe fühlte. Leider waren beide nur selten zu Hause, da sie als Soldaten in Süddeutschland stationiert waren. Die Brüder unterstützten ihre jüngste Schwester nach Möglichkeiten.

### 2.3 Erlebnisse während des Feuersturms

In den ersten Kriegsjahren ging es der Familie nach Angaben von Frau A. relativ gut. Frau A. besuchte die Schule, der Vater hatte Arbeit, so dass die Familie zumindest finanziell nichts Grundlegendes entbehren musste. Die Brüder waren an der Front und kamen gelegentlich auf Heimatbesuch nach Hamburg. Frau A. erlebte die ersten Bombardierungen im durch einen T-Träger verstärkten Keller im Wohnhaus der Familie. Sie fühlte sich in Gegenwart ihres Vaters oder Tante Doras geschützt.

<sup>4</sup> Seitenzahlen der Zitate aus dem transkribierten Interview.

Ende Juli 1943 hatte der seinerzeit als Luftschutzwart eingeteilte Vater von schweren Angriffen in Altona und Eimsbüttel erfahren. Da er weitere schwere Angriffe befürchtete und die Familie im Keller des Wohnhauses nicht ausreichend geschützt war, entschied er, bereits vor dem ersten Fliegeralarm am nachfolgenden Abend mit seinen Töchtern in den nächstgelegenen Bunker zu gehen. Im Bunker erlebte die Familie die erste schwere Bombardierungswelle. Immer mehr Menschen suchten im zunehmend überfüllten Bunker Zuflucht. Der Sauerstoff wurde knapp und plötzlich fiel das Licht aus. Frau A. bekam große Angst. Als die Tür für eine Familie erneut geöffnet wurde, wurde brennender Phosphor in den Bunker getragen. Da es nicht möglich war, diesen zu löschen, musste der gesamte Bunker evakuiert werden. Da Frau A. und ihre Familie am Ende des Bunkers Platz gefunden hatten, brauchte es einige Zeit, bis sie hinausgelangten. Frau A. erlebte diese Momente als äußerst bedrohlich: „Das war ne Katastrophe“ (6). In eine nasse Wolldecke gehüllt gelang es der Familie schließlich, den Bunker zu verlassen. Draußen angekommen ging der Vater mit seinen Töchtern zum nahe gelegenen Wohnhaus zurück, das durch eine Bombe getroffen war und brannte. Der Vater entschied kurzerhand, einige Habseligkeiten aus der Wohnung zu retten. Seine Kinder sollten auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf ihn warten: „Und dann haben wir diese Angst durchgemacht, dass mein Vater nicht mehr das Treppenhaus runterkam, das war ’n Holztreppehaus, das brannte lichterloh. Da hat er sich mit der Wäscheleine abgeseilt vom Balkon nach unten. Da haben wir aber geschrien, glauben Sie mir. Mein Vater war aber gläubig, der hat dann nur gesagt, ‚Was schreit ihr, ich bin doch bei euch jetzt. Dankt dem Herrgott für das Leben.‘ Das müssen Sie sich mal vorstellen, nicht. Und alles brannte rundherum lichterloh“ (6). Die Familie verbrachte die Nacht unter einer Brücke, während die Angriffe noch ein paar Stunden weitergingen. Frau A. beschrieb, wie die Familie aufpassen musste, nicht von brennenden Häuserteilen getroffen zu werden. Am nachfolgenden Morgen gelang es ihnen, zu Verwandten in einen anderen, von den Luftangriffen nicht betroffenen Stadtteil zu fliehen. Wie die Familie später erfuhr, war ihre Wohnung völlig ausgebrannt. Alles, was ihnen noch blieb, waren wenige Dinge, die der Vater aus den Flammen retten konnte: „Dann stand man immer vor dem Nichts. Gar nichts hatte man. Nicht, den ersten Topf, den mein Vater damals gekauft hat, den heg ich heute noch. Nicht, so’n, so’n kleine Eisentopf noch, da brat ich immer zu Weihnachten Gänseeschmalz aus. So’n kleiner oller Topf“ (7).

## 2.4 Weitere Erlebnisse während des Krieges und Verluste

Nach den schweren Luftangriffen wurden Frau A. und ihre Schwester vom Vater nach Süddeutschland geschickt, wo sie bei einer Familie, die sie liebevoll aufnahm, unterkamen. Der Verlust der Wohnung und die Trennung vom Vater waren für Frau A. sehr schwer: „Ich seh ihn noch am Harburger Bahnhof winken, und da kollerten ihm auch die Tränen runter wie wir beide wegfuhrn, da war er nämlich der Arme, der hier alleine war. Wir waren noch zu zweit“ (49). Bei der Familie fühlte sich Frau A. wohl. Im Januar

1944 erhielt sie die Nachricht vom plötzlichen Tod ihres Vaters, der sie zutiefst erschütterte: „Die Kriegserlebnisse muss ich dazu sagen, also sind an mir eigentlich gut vorüber, vorüber gezogen. Ich glaub, die haben gar nicht so tief gesessen, weil das alles schnell vonstatten ging. Bombenangriffe haben wir ja auch schon im, und=und in der Wohnung die Bomben pfeifen hören und so. Das gehörte schon zu unserm alltäglichen Leben. [...] Aber was für mich schlimmer war, war eben einfach der Verlust des Vaters. Das hat mich hart getroffen. Da hatte ich Phasen, wo ich eigentlich gar nicht mehr leben wollte“ (49). Mit dem Zug reiste Frau A. allein nach Hamburg, wo sie gerade noch rechtzeitig zur Beerdigung kam. Dort konnte sie ihren Vater noch einmal sehen und Abschied nehmen: „Wenn denn die Musik losging, also da war denn, war bei mir kein Halt mehr. Da flossen die Tränen, und mein großer Bruder immer: ‚Reiß dich zusammen, [...] Was ist denn da zusammenzureißen, nicht. [...] Das war'n schlimmer Abschied für mich“ (69-71). Nach dem Tod des Vaters übernahm der ältere Bruder die Vormundschaft von Frau A. und kümmerte sich um ihre Angelegenheiten. Wenige Monate später fielen ihr älterer (Juli 1944) sowie ihr jüngerer Bruder (April 1945): „Nicht, da war ich mir noch gar nicht klar, was auf mich zukommt. [...] Ein absoluter Alleingang stand mir bevor. [...] Also irgendwo, wo ich mich hätte drauf verlassen können, da war nichts“ (70).

## 2.5 Nachkriegszeit

Ein entfernter Verwandter und seine Frau nahmen Frau A. nach Kriegsende bei sich auf und übernahmen ihre Vormundschaft: „Das war ein Widerling, ein ganz, wurde mein Vormund, ein ganz furchtbarer Mann, und da hab ich sehr drunter gelitten unter diesem Menschen“ (9). Das Leben bei dem Ehepaar war für Frau A. äußerst belastend. Ihr Vormund untersagte ihr, zur Kirche zu gehen oder ihre Schwester, die mit ihm zerstritten war, zu sehen. Frau A. bekam nicht ausreichend zu essen, so dass sie rasch an Gewicht verlor. Darüber hinaus war Frau A. körperlichen Misshandlungen und sexuell übergriffigem Verhalten ausgesetzt, über die sie mit niemandem sprechen konnte. Gefühle von Einsamkeit, Verzweiflung und Ausweglosigkeit bis hin zu Wünschen, nicht mehr leben zu müssen, wurden immer stärker. Ihr Glaube an Gott half ihr, diese Zeit zu überstehen und die Verbindung zum Guten bzw. ihrem Vater aufrechtzuerhalten: „Ich hatte schon von meinen Vater her diesen unheimlich festen Glauben [...] Dass er auch von oben für mich sorgt, und das habe ich auch wirklich oft empfunden und auch bemerkt. Und das gibt ne gewisse Stärke“ (9); „Also ich hab mir gesagt, hilf dir selber, so hilft dir Gott“ (27). Der Vormund untersagte Frau A., das Gymnasium zu besuchen und das von ihr gewünschte Musikstudium zu beginnen. Auf Anregung der ehemaligen Nachbarin Tante Dora, zu der Frau A. sporadischen Kontakt hatte, begann Frau A. 1947 schließlich eine Schneiderlehre. Ihre Chefin förderte und mochte Frau A. sehr. Ihr vertraute sich Frau A. schließlich nach weiteren körperlichen Übergriffen und Bedrohungen an: „Da hat meine Chefin gesagt, ‚Da gehst du gar nicht wieder hin, du bleibst bei uns. Wir haben hier auch noch ein Zimmer.‘ Da, insofern hatte ich wieder Glück, nich, großes Glück. Wieder die Hand von oben, nicht, ‚Du, du bleibst

bei uns jetzt bis zum Ende der Lehre und ähm, dann sehen wir weiter.<sup>6</sup> Und dann kriegte ich 'n andern Vormund, dann wurde er der Vormundschaft enthoben, nicht. Ja, und dann war ich da weg, Gott sei Dank, nicht“ (12). Frau A. zog anschließend zur Schwiegermutter ihrer Schwester, wo sie sich wohl fühlte.

Im Alter von 18 Jahren lernte Frau A. ihren Mann kennen: „(Da) [BM] hatte ich wieder Familienanschluss“ (13). Sie baute eine enge Beziehung zur ihren zukünftigen Schwiegereltern, insbesondere dem Schwiegervater, der sie sehr liebte, auf. Nach zwei Jahren heiratete Frau A. ihren Mann, den sie als einen „guten Zuhörer“ (82) beschrieb, dem sie sich mitteilen konnte und von dem sie sich mit ihren leidvollen Erfahrungen angenommen und verstanden fühlte: „Mit meinem Mann habe ich viel verarbeitet“ (39). Zugleich beschrieb sie, in der Beziehung zu ihrem Mann stets die aktivere von beiden gewesen zu sein, eine Art „treibender Motor“.

In den nachfolgenden Jahren bekam das Ehepaar zwei Kinder. Erstmals spürte Frau A., dass sie eine Mutter in früher Kindheit vermisst hatte: „Ich war so'n bisschen vaterbezogen. Mh, normal dadurch, wenn man nur Vater gehabt hat, der wirklich Vater und Mutter, ich hab keine Mutter vermisst. Nie. Erst später hab ich gedacht, was hast du versäumt, dadurch, dass du nie ne Mutter gehabt hast, wo ich selber Kinder hatte. Da hab ich erst so, da hab ich das erst so festgestellt, nicht, was einem so gefehlt hat, das kann ja ein, kam das, da kam das hoch. Mann gar nicht alles ersetzen. Aber er hat's, er hat's gut gemacht, mein Vater, wirklich“ (13). Gefühle der Unruhe und Ruhelosigkeit sowie einige Magengeschwüre führten schließlich zur Verschreibung eines Antidepressivums, das Frau A. fortan zeitlebens einnahm und das sie psychisch stabilisierte.

Im Alter von ca. vier Jahren erkrankte Frau A.s Sohn schwer. Ein weiterer Schicksalsschlag, der die Familie wenig später heimsuchte, war der schwere Autounfall der Tochter, die auf einer befahrenen Straße von einem Lastwagen erfasst wurde. Die Tochter überstand den Unfall zum Glück ohne körperliche Folgen.

Nachdem die Kinder aus dem Haus gingen, suchte sich Frau A. eine neue Tätigkeit. Sie wechselte in einen helfenden Beruf und fand in der Unterstützung sozial schwach gestellter und unterdrückter Menschen eine neue Lebensaufgabe, der sie sich mit großem Engagement fortan widmete.

Nach der Berentung beschäftigte sich Frau A. intensiv mit dem Tod ihrer Brüder und versuchte herauszufinden, wo diese gefallen waren. Mit Unterstützung ihrer Tochter machte sie sich im Internet auf die Suche nach Informationen. Verschiedene Reisen nach Osteuropa führten sie zu den Orten, wo ihre Brüder stationiert waren und vermutlich gefallen sind. Darüber hinaus setzte sich Frau A. zudem mit den nationalsozialistischen Verbrechen auseinander. Sie besuchte Auschwitz und beschäftigte sich mit den Taten der Wehrmacht.

## 2.6 Umgang mit den Kriegserlebnissen in der Familie

Für Frau A. war ihr Mann der für sie wichtigste Mensch in der Verarbeitung ihrer Erlebnisse. Ihm konnte sie schwierige Dinge anvertrauen, ohne sich zu „blamieren“

(39). Angesprochen auf den Umgang mit ihren Kriegserlebnissen in der Beziehung zu ihren Kindern und Enkeln gibt Frau A. an, dass sie sich kaum darüber unterhalten hätten, dass ihre Kinder sich – im Gegensatz zu ihrem ältesten Enkel – wenig für ihre Geschichte interessierten: Interviewerin: „Wissen Ihre Kinder, was Sie damals erlebt haben, wie’s Ihnen im Krieg gegangen ist?“ Frau A.: „Schwach, schwach, schwach, schwach.“ Interviewerin: „Haben Sie mit denen da drüber gesprochen?“ Frau A.: „Also schwach. Also ich glaube nicht“ (39). Interviewerin: „Haben Ihre Kinder sich interessiert für Ihre Erlebnisse oder mal nachgefragt?“ Frau A.: „Kaum. Resonanz ist auch nicht gekommen, kaum, nee. Das ist zu lange her, ich glaub, das können die gar nicht nachvollziehen. Wollen Sie auch nicht, glaube ich. Die sind viel mehr anders beschäftigt. In der Arbeitswelt und=und=und, also von daher glaube ich nicht, ne. Ist das Interesse nicht so. Mein Enkel, der ist viel interessierter jetzt“ (43). Sie erklärt den Unterschied u. a. mit dem beruflichen Engpass, mangelndem Interesse sowie der Beschäftigung mit Krieg und Feuersturm ihres Enkelkinds im Rahmen des Geschichtsunterrichtes.

### 3 Traumatisierungen von Frau A. und ihre Verarbeitung

Zu Beginn des Interviews zeigte Frau A. bereits deutlich, welches Anliegen sie hatte und worüber sie im Interview sprechen wollte: die erlittenen Verluste, symbolisiert durch die Puppe. Der Enkelsohn scheint die weitreichende Bedeutung dieser zu spüren und nach dem Tod des Cousins für das Unsagbare, das Nicht-Integrierte ein Symbol zu schaffen, welches damit verbundene Emotionen transportiert. Die Interaktion mit dem Enkelsohn macht deutlich, dass es für Frau A. zeitlebens kaum möglich ist, die traumatischen Verluste zu integrieren. Erst mit Abstand einer weiteren Generation kann durch den sensiblen Enkel die Bedeutung erneut aufgegriffen und symbolisch dargestellt werden.

Die vielfachen Traumatisierungen und begrenzten Verarbeitungsmöglichkeiten bildeten sich während des Interviews auch in seiner szenischen Gestaltung ab. Während Frau A. affektiv nur wenig spürbar war, ihre Erlebnisse zugleich in drängender, dichter Erzählweise darstellte, hatte die Interviewerin mit starken bis überwältigenden Gefühlen der Trauer und Verzweiflung zu kämpfen. Mittels projektiver Identifikation brachte Frau A. das für sie Unaushaltbare und Unerträgliche in der Interviewerin unter.

Im Verlauf des Interviews wird deutlich, dass Frau A.s Leben bereits von Beginn an auf tragische Weise mit Tod und Verlust verbunden ist. Ihre Mutter stirbt bei ihrer Geburt, sie wird in ein Heim gegeben. Die Bedeutung, die diese tragische Verknüpfung für Frau A. hat, wird von ihr nicht aufgegriffen. In Identifikation mit dem Vater, seine Entscheidung erklärend und verstehend, berichtete Frau A., dass dieser mit ihr als Säugling nichts anfangen können („denn was sollte mein Vater mit’m Säugling?“; 14). Es ist zu vermuten, dass unbewusste Schuldgefühle und Phantasien, für den Tod verantwortlich zu sein, sowie das Gefühl, nicht gewollt und geliebt zu werden, aufgrund ihrer existen-

ziellen Bedeutung und Bedrohung des Selbst abgewehrt werden müssen. Sie traten an anderer Stelle, als es um den Krankenhausaufenthalt im Alter von zehn Jahren ging, zum Vorschein und wurden auf dieses von den Konsequenzen weniger existentielle Ereignis verschoben. Gefühle der Verlassenheit, Ablehnung und Zurückweisung werden erstmals benannt. Frau A. fühlte sich im Krankenhaus wie „abgesetzt und [...] nicht wieder abgeholt“ (80) und wollte „mit der Außenwelt nix mehr zu tun haben, so schlimm war das“ (17). Letztere Beschreibung kann auch als Projektion ihres Gefühls, dass niemand mehr etwas mit ihr zu tun haben wollte, gedeutet werden.

Der Verlust der Mutter spielt im Interview eine untergeordnete Rolle. Auf direkte Fragen gab Frau A. an, dass sie eine Mutter nicht vermisst hat. Erst in einem Nebensatz, als es um das eigene Muttersein ging, wurde eine schmerzliche Sehnsucht nach einer Mutter von ihr formuliert und für einen Moment spürbar: Plötzlich „kam alles [der Verlust der Mutter, BM] hoch“ (13), wurde erlebbar, was ihr so sehr gefehlt hat und was ihr Vater nicht hat ersetzen können. Das anschließende Verständnis für den Vater und seine Begrenzung sowie die Betonung, dass er seine Sache „gut gemacht“ hat, sie für ihn eine „Last“ war (13), deuten auf eine Abwehr des Verlustes der Mutter als auch spätere existenzielle Verlustangst, die den Ausdruck negativer Affekte verhinderte, hin. Erneut zeigen sich Gefühle der Wertlosigkeit, der Last, die sich in Frau A.s Selbsterleben tief eingepägt zu haben schienen.

Frau A. wurde nach ihrer Geburt in ein Kinderheim gegeben. Die von der Nachbarin berichteten Entwicklungsverzögerungen in den ersten zwei Lebensjahren können als Folge unzureichender Beziehungsangebote und liebevoller Förderung sowie möglicher Belastungen oder Traumatisierungen verstanden werden. Die im Rahmen der Beziehung mit den elterlichen Objekten oder engen Bezugspersonen entstehenden psychischen Repräsentationen bedürfnisbefriedigender Interaktionen als Grundlage der symbolischen Interaktion mit der Welt konnten von Frau A. nur begrenzt entwickelt werden. Die Fähigkeit zur Symbolisierung bzw. Mentalisierung scheint durch die frühen Erfahrungen nur partiell entwickelt bzw. durch die traumatisierenden Erlebnisse zerstört worden zu sein. Zurück blieben zerstörte psychische Areale oder „Löcher“ (Kinston u. Cohen, 1986), die sich im Narrativ u. a. durch Sprachlosigkeit, Leerstellen oder Affektisolierung ausdrücken. Die frühen Ereignisse und damit einhergehende Gefühle können von Frau A. nicht benannt werden.

Das Lebensmotto der „Selbständigkeit“ und die Beschreibung des „Alleingangs“, welche Frau A. erstmals in Zusammenhang mit dem Verlust ihres Vaters erwähnt, sowie damit verbundenen Bewältigungsstrategien scheinen bereits in frühen Lebensjahren als Überlebensstrategie entwickelt worden zu sein. Wenngleich Frau A. nach ihrer Rückkehr nach Hause im Alter von zwei Jahren von überwiegend positiven Beziehungserfahrungen mit ihrem Vater berichtet, bleibt eine existenzielle Unsicherheit und Brüchigkeit in der Beziehung zum Vater weiter bestehen. Erst mit dem Krankenhausaufenthalt und der emotionalen Reaktion des Vaters beim Wiedersehen kann Frau A. spüren, was sie ihrem Vater bedeutet und dass dieser sie wirklich liebt. Es ist zu vermuten, dass in Zusammenhang mit dem Heimaufenthalt stehende Gefühle der schmerzlichen Ablehnung,

schutzloser Preisgabe oder Wut zum Schutz der Beziehung zum Vater und fragiler guter innerer Objektrepräsentanzen abgewehrt werden mussten. Möglicherweise spielen zudem unbewusste Schuldgefühle, für den Tod der Mutter verantwortlich zu sein, oder die Fantasie, es nicht wert gewesen zu sein (Identifikation mit dem Aggressor), eine Rolle. Die sich im Interview durchgängig wieder findende Idealisierung des Vaters scheint die Funktion zu haben, die späteren positiven Erfahrungen mit ihm innerlich zu schützen und ihn als gutes inneres Objekt zu erhalten. Zugleich ist auffällig, dass der Vater als wichtigste Bezugsperson in ihren Bildern nicht wirklich lebendig wird.

Die liebevolle Fürsorge durch den Vater und die Nachbarin, mit der Frau A. zeitlebens eng verbunden blieb, sowie die guten Beziehungen zu den Brüdern, scheinen die frühen Verluste und Erfahrungen etwas gemildert zu haben. Frau A. scheint ihren Vater als schützend und Halt gebend erlebt zu haben, was u. a. in den Beschreibungen der als bedrohlich erlebten Feuersturmereignisse deutlich wurde. Es ist zu vermuten, dass das vorausschauende und fürsorgliche Verhalten des Vaters, das Gefühl, von ihm beschützt zu werden, sowie die nachfolgende Evakuierung Frau A. geholfen haben, die Todesangst bzw. Angst um den Vater, sowie den Verlust der Wohnung zu verarbeiten.

Die Erlebnisse während des Feuersturms wurden nach dem Tod des Vaters, der für Frau A. sehr schlimm war, in den Hintergrund gedrängt („Die Kriegserlebnisse [...] die haben gar nicht so tief gesessen“, 49). Einsamkeit, Depression und Verzweiflung waren zeitweilig so groß, dass Frau A. nicht mehr leben wollte. Der durch den Vater vermittelte Glaube an Gott als Halt im Leben („Hilf dir selber, so hilft dir Gott“, 27) wird für Frau A. zur Überlebensmaxime. Der Glaube an Gott hilft ihr, die Zeit zu überstehen und ihren Vater bei sich zu spüren. Kurze Zeit später verlor Frau A. ihre beiden Brüder. Der Umzug in das Haus ihres Vormundes, die körperlichen und sexuellen Misshandlungen verstärkten Frau A.s Gefühle des völligen Alleinseins und der Verlassenheit. Es ist zu vermuten, dass die Verbindung zu den bereits fragilen inneren Objekten durch die nachfolgenden traumatisierenden Ereignisse zusammenbrach und Gefühle der absoluten Einsamkeit, Hilflosigkeit sowie Schutzlosigkeit zur Folge hatten. Frau A. fühlte sich wie im völligen „Alleingang“ und ihrem Vormund ausgeliefert. Die starken Gegenübertragungsgefühle der Interviewerin bei gleichzeitiger Abwesenheit dieser auf Seiten von Frau A. wiesen darauf hin, wie wenig es Frau A. möglich war und ist, Zugang zu ihrem Erleben zu bekommen.

Eine große Stärke von Frau A. war die Fähigkeit, andere Menschen emotional zu erreichen, für sich zu gewinnen und Unterstützung zu bekommen. Sie hatte eine enge Beziehung zur Nachbarin, die sie als großmütterliches, warmes Objekt erlebte. Bei ihr fand sie mütterliche Nähe, die sie unbewusst vermisste. Auch in späteren Jahren wurde Frau A. in für sie wichtigen Momenten von anderen unterstützt. So sorgte ihre Chefin dafür, dass sie nicht mehr zu ihrem Vormund zurück musste und auszuziehen konnte.

Frau A. bekam zwei Kinder, die sie erstmals fühlen ließen, dass sie eine Mutter in früher Kindheit vermisst hatte. Frau A. beschreibt sich als strenge, aber warmherzige Mutter. Die Erkrankung des Sohnes sowie der Unfall der Tochter rührten an Frau A.s traumatische Kindheitserfahrungen.

Frau A. berichtete, dass sich ihre Kinder für ihre Erlebnisse nicht besonders interessiert haben und darüber nicht viel wissen wollen. Sie erklärt es sich u. a. damit, dass sie mit ihrem Alltag zu stark beschäftigt sind und das Sprechen darüber für die Kinder mit unangenehmen Gefühlen verbunden gewesen wäre. Es ist zu vermuten, dass die letztere Gefühle auch Ausdruck der mit dem sexuellen Missbrauch verbundenen Schamgefühle von Frau A. waren. Deutlich wird eine Barriere zwischen Frau A. und ihren Kindern, die sie als desinteressiert und Abstand suchend beschreibt. Es ist zu vermuten, dass die von Frau A. beschriebene Distanz Folge eines interaktionellen Zusammenspiels zu verstehen ist und mit den Erfahrungen von Frau A. unmittelbar verbunden ist. Zugleich weist die von Frau A. angedeutete Kritik der Kinder auf Generationskonflikte hin, die vermutlich mit Ärger und Wut, die in den Beschreibungen des Desinteresses der Kinder Ausdruck finden, reagieren. Die Barriere ist erst in der Beziehung zum Enkel, der als interessiert erlebt wird, aufgehoben.

## 4 Interview mit Frau B.

### 4.1 Eindrücke der Interviewerin während des Interviews

Frau B. zeigte bereits am Telefon großes Interesse, interviewt zu werden. Als die Interviewerin in die in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Eltern gelegene Wohnung kam, begrüßte sie eine fast 50-jährige, in ihrem Erscheinungsbild jünger wirkende Frau. Sie war sportlich-leger gekleidet und vermittelte den Eindruck, es mit einer politisch aktiven, kritischen und unkonventionellen „68-erin“ zu tun zu haben. Ihre Wohnung, in der sie mit ihrem 20-jährigen Sohn lebte, war klein, wirkte von der Einrichtung eher wie eine Studentenbude oder Wohngemeinschaft.

Frau B. wirkte in ihren Erzählungen offen und interessiert. Die Interviewerin war überrascht, wie viel sie mitteilte und ihr gegenüber in ihren Gefühlen zeigte. Sie gab an, „sonst nicht so viel zu reden“. Ein großes Bedürfnis, ihre Geschichte zu erzählen, war während des Gesprächs spürbar.

### 4.2 Biografischer Hintergrund

Frau B. gibt an, dass die Beziehung ihrer Eltern „die große Liebe“ ist (57). Die Darstellung ihrer Beziehung wirkt lebendig und emotional. Sie beschreibt beide als hilfsbereit, zugleich in ihrer Persönlichkeit sehr unterschiedlich. Die Mutter wird als eigenwillige, starke Persönlichkeit, die als „Rennpferd“ den Vater antreibt (49), beschrieben, ferner als „Überlebensstyp“, „Krisenmanagerin“ oder „Einzelkämpferin“ (55). Die Hilfsbereitschaft und Unterstützung der Mutter wird von Frau B. zuweilen jedoch als zu viel und aufdringlich erlebt.

### 4.3 Vorstellungen vom Erleben der Mutter während des Feuersturms und Entstehen der Bilder

Frau B. berichtet, dass das Wohnhaus, in dem ihre Mutter mit ihrer Familie gelebt hat, abgebrannt sei. Ihr Großvater sei noch in die Wohnung gegangen, um verschiedene Dinge zu retten. Das Treppenhaus habe zu diesem Zeitpunkt bereits in Flammen gestanden, so dass er sich mit Bettlaken habe abseilen müssen. Eine Geschichte, die ihr ihre Mutter wiederholt erzählte habe, sei die Geschichte von ihrem Lieblingsstrohhut gewesen, den sie auf dem Kopf gehabt habe. Aus Angst, dass dieser Feuer fängt, habe der Großvater ihrer Mutter den Hut vom Kopf gerissen.

Die Häuser, so fährt Frau B. fort, seien während des Feuersturms „systematisch Reihe für Reihe praktisch bombardiert worden jede Nacht. Die wussten genau welche Nacht sie dran waren, dass ihre Häuser, äh, abbrannten. Also das wussten sie eigentlich, nee, das ist, äh, trotzdem sind sie sehr wahrscheinlich überrascht gewesen“ (2). An dieser Stelle ist ein Widerspruch zu vernehmen. Frau B. gibt an, dass die Menschen seinerzeit über die Planung der Angriffe Bescheid wussten, was als nachträglicher Versuch, Ohnmacht in Kontrolle zu verwandeln, verstanden werden kann. Im gleichen Satz teilt sie jedoch mit, dass die Familie von den Angriffen überrascht wurde. Es ist zu vermuten, dass die mütterlichen Erzählungen von der Überwältigung durch die Ereignisse sowie die Vorstellungen, die aufgrund ihrer weitreichenden Beschäftigung mit dem Thema entstanden sind, hier für sie nicht in Einklang zu bringen sind (3). Als Beispiel der Folgen der gezielten Zerstörung durch Spreng- und Brandbomben berichtet Frau B. von Tante Erna, die das auf der Haut befindliche Phosphor mit Wasser im Kanal habe löschen wollen. Dies sei ihr jedoch, wie Tante Erna berichtet habe, nicht gelungen: „Ähm, erinner ich dass sie sagte, ‚Immer wenn ich aus'm Wasser rauskam, fing das wieder an zu brennen.‘ Das heißt sie musste ne ganze Zeitlang im Wasser bleiben bis sich das so'n bisschen beruhigt hatte. Das war so ne Geschichte, die ich ziemlich grausam fand als Kind, ne“ (3).

Der Feuersturm ist in der Erzählung von Frau B. nicht zentral. Es geht vielmehr um die von der Mutter erlebten Verlust- und den Missbrauchserfahrungen durch den Vormund: „Aber sie hat gerne darüber erzählt, weil das, ich sag jetzt mal die Toten, also ihre Familie, die gestorben sind, irgendwo für sie, ähm fühlbarer, wahrnehmbarer gemacht hat“ (12). Die Erzählungen vom Krieg waren für Frau B. jedoch häufig von der Aussage der Mutter oder Eltern begleitet: „Seid froh, dass ihr eine bessere Kindheit habt“ (11), und in der Erziehung zuweilen instrumentalisiert worden zu sein.

Frau B. berichtet, dass sie ihr Wissen über den „Feuersturm“ durch Dokumentationen und Bücher sowie die Erzählungen ihrer Eltern gewonnen habe. Die Bücher spielen, wie Frau B. an einer Stelle im Interview sagt, in der Entstehung des Bildes vom Feuersturm eine entscheidende Rolle und verschmelzen mit Berichten der Eltern und eigenen Vorstellungen. Es scheint, dass die Bilder auch die Funktion haben, Lücken im elterlichen Narrativ oder in Frau B.s Vorstellungen zu füllen und mögliche schwer zu ertragende Widersprüche, Brüche, Bilder etc. zu verdecken.

Der Feuersturm und die Kriegserlebnisse seien in der Familie schon immer Thema gewesen (6), über das offen gesprochen wurde (50). Als Kind habe sie jedoch häufig „keinen Bock“ (4) auf diese Gespräche gehabt, sei daran nicht interessiert gewesen (7): „Nicht, ich hab gedacht: Oh, das schon wieder. Das Thema schon wieder und so.“ Erst mit zunehmendem Alter habe Frau B. versucht, sich in ihre Eltern hineinzufühlen: „Einfach mehr darüber erfahren wollte wie das, wie das geschehen ist. Wie das entstanden ist. Also so'n bisschen dieses Nachempfinden, dass man so sagt, „Okay ich, ich will's wirklich nicht erleben, aber ich will irgendwo schon andererseits verstehen können, wie ist das? Ne. Wie fühlt man sich dabei?“ (6) Sie habe versucht, über Dokumentationen und Zeitzeugenberichte zusätzliche Informationen zu bekommen.

#### 4.4 Vorstellung von der Verarbeitung und psychische Folgen der Kriegserfahrungen der Mutter

Die Spuren des Krieges sind nach Auskunft von Frau B. bei ihrer Mutter bis heute spürbar: „Also man hat das schon gemerkt, dass der Krieg im Allgemeinen eigentlich von meinen Eltern, ich möcht mal sagen bis heute nicht verarbeitet ist. Also zumindest von meiner Mutter“ (4). „Also psychische, äh, psychische Beschwerden hat meine Mutter mit Sicherheit deswegen, ja doch, die hat, doch, auf jeden Fall. Die kann eigentlich heute noch nicht darüber reden ohne anfangen zu weinen, ne ... Der ist das Liebste genommen worden“ (44-45). Frau B. beschreibt, dass für ihre Mutter der Verlust und die Ungewissheit, ob ihre Brüder wirklich tot sind oder noch leben, am schlimmsten waren (16): „Ich glaube, das ist auch das, was sie so zermürbt hat ... dass sie nicht wusste, ist er jetzt wirklich tot oder lebt er noch“ (33). Ihre Mutter hatte viele Jahre die Phantasie, dass der ältere Bruder, weil er ein „hohes Tier“ war, nach Sibirien verschleppt wurde, sich angesiedelt und eine Familie gegründet hat (20). Jahrelange Suche nach ihren Brüdern und ihrem Todesort sowie Recherchen von Mutter und Tochter bei der Kriegsgräberfürsorge (16) schlossen sich an. Erst in den letzten Jahren konnte sie ihre Brüder innerlich loslassen und sich mit ihrem Tod abfinden: „Da 'n bisschen mehr Zufriedenheit bei meiner Mutter merke. Dass sie alles unternommen hat, äh, dass sie irgendwelche Informationen noch gekriegt hat, dass sie da noch mal hingefahren ist, [...] zudem er ja älter war, wesentlich älter als sie und sie davon ausgeht, dass er, selbst wenn er überlebt hat, sowieso tot ist jetzt. Ähm, das hat sich verändert, dass das also in der Beziehung schwächer geworden ist. [...] Dass sie im Prinzip dann mal sagen, ‚Okay, ich kann dieses Thema jetzt wirklich loslassen und abhaken‘“ (31 ff.). Sie beschreibt, dass Nervosität und Verlustangst der Mutter jedoch bis heute geblieben sind (45).

Frau B. gibt im Interview an, dass die Gewalterlebnisse im Hause des Vormundes nach Kriegsende für sie grausamer waren als die Kriegserfahrungen ihrer Mutter: „[...] wo ich also wirklich irgendwie dachte: Gott die Arme oder so. [...] Das war so, so in Ihrer Pubertät, ne. Wo sie so schlecht behandelt wurde, kaum was zu essen hatte und, und eingeschlossen worden ist und all so was halt, ne. Geschlagen worden ist und so was. [...] Ist

vielleicht blöd, aber das war für mich viel grausamer als das jetzt von dem Krieg zu hören, vielleicht weil das ganze Kriegsgeschehen damals für mich viel abstrakter war“ (9-10).

#### 4.5 Umgang mit den eigenen Kindern und die Weitergabe der Kriegserfahrungen in der Familie

Frau B. gibt an, dass in der Familie, insbesondere bei Zusammenkünften, häufig über den Feuersturm und die Kriegserlebnisse frei und offen gesprochen wurde. Die Gespräche über Krieg und Feuersturm in der Familie wurden über die Jahre (emotional) intensiver. Frau B. erklärt dies mit einem Zuwachs in Hintergrundinformationen (30-31). Frau B. hat ihre Mutter bei der Suche der Gräber ihrer Brüder unterstützt. Sie spielen auch in ihrem Leben eine große Rolle. So hat sie die Vermisstenkiste des Onkels im Schlafzimmer stehen (17). Über ihren Bruder und seinen Umgang mit den Kriegserfahrungen der Eltern berichtet Frau B. wenig.

Zu ihrem 21-jährigen Sohn hat Frau B. ein gutes Verhältnis. Auch er setzt sich mit dem Feuersturm, angeregt durch die Schule, auseinander und gab die Kriegserfahrungen seiner Großmutter als Verweigerungsgrund an (43).

#### 4.6 Biografischer Hintergrund und gegenwärtige Lebenssituation

Frau B. beschreibt sich als Freidenkerin (60), die zwar „anpassungsfähig“ aber „kein Mitläufer“ ist. Sie war in der Schule ziemlich faul (59) und ist nach der Mittleren Reife abgegangen. Da sie keine Lehrstelle bekommen hat, hat sie angefangen, im Büro zu arbeiten. Einige Jahre später hat sie eine Ausbildung zur Bürokauffrau gemacht und ist in die Werbung gegangen. Sie hat sich in diesem Bereich weitergebildet, wurde schließlich Fachwirtin für Direktmarketing. Heute ist sie als Grafikerin tätig (59), was ihr Spaß macht.

Zur persönlichen Entwicklung gab sie an: „Ich habe relativ früh geheiratet, hab mich dann nach sieben Jahren scheiden lassen, wollte ‘n Kind, hab mein Kind gekriegt, alleine, wollte ich alleine haben. Hab dann noch mal jemand kennen gelernt, noch mal geheiratet, wieder geschieden. Und bin seitdem glücklich alleine. Das ist so mein Werdegang“ (59). Sie fügte erklärend hinzu, sich auf Dauer nicht fest binden zu können (61). Aufgrund ihrer knappen Antwort, mit der sie zu signalisieren schien, dass sie darüber nicht eingehender sprechen wollte, sowie des Drängens ihres Sohnes, der mit seiner Mutter Mittagessen wollte, fragte die Interviewerin nicht weiter nach.

Die Beziehung zu ihrem Sohn beschreibt Frau B. als gut und eher kumpelhaft als in einem Mutter-Sohn-Verhältnis stehend. Während sie mit einem gespielt bedauernden Unterton davon berichtet, dass ihr Sohn noch weitere Jahre bei ihr wohnen wird, entstand bei der Interviewerin der Eindruck, dass sie es durchaus genießt und begrüßt, ihn noch länger bei sich wohnen zu haben, es ihr schwer ist, sich von ihm zu trennen. Möglicherweise wäre das Alleinsein für sie belastend oder beängstigend und würde sie in Kontakt bringen mit schmerzlichen Gefühlen oder ungelösten Konflikten.

Im Interview beeindruckt, dass der Vater bzw. andere männliche Objekte, wie ihr Ehemann oder ihre Freunde, kaum vorkommen oder nur geringe Bedeutung haben. Sie werden als schwach und nicht ernst zu nehmen erlebt bzw. beschrieben. So wird der Vater als unselbständiges Weichei („ein Mitmacher“, 49), starrköpfig und „geistig irgendwo stehen geblieben“ (53) skizziert und entwertet. Während sie ihre Mutter als alleine lebensfähig einschätzt, spricht sie diese Fähigkeit ihrem Vater ab. Möglicherweise stand er ihr als starkes, Halt gebendes drittes Objekt nur begrenzt zur Verfügung.

Frau B. erzählt, dass es ihr mit dem Vater nicht möglich ist, kontrovers z. B. über politische Themen zu sprechen, da er von seiner Meinung nicht abweicht. Ihre Mutter, die sich lange Zeit hinter die Meinung ihres Mannes stellte und keine eigene vertrat, hat sich ihren Angaben zufolge jedoch weiterentwickelt und bringt eine größere Bereitschaft mit, kritisch zu hinterfragen und kontrovers zu diskutieren.

In der Beschreibung der Eltern als Paar klangen Gefühle des Ausgeschlossenseins und der Distanz an. Letztere spiegelten sich u. a. in einer gewissen Konkurrenz oder Rivalisierung mit den Eltern um politische Themen (Terrorismus, Umweltverschmutzung) wider. Die Besetzung dieser Themen und ihr Engagement in diesem Bereich scheinen Frau B. auch die Möglichkeit zu geben, sich von den Eltern (und ihren z. T. traumatischen Lebensgeschichten) abzugrenzen und zu schützen bzw. das Eigene zu behaupten.

## 5 Diskussion

In den Interviews wird deutlich, dass die von Frau A. erfahrenen und nur zum Teil integrierten Traumatisierungen während und nach dem Zweiten Weltkrieg, die u. a. in Form von Sprachlosigkeit, Affektisolierung und Leerstellen in Erscheinung traten (vgl. Kinston u. Cohen, 1986; Laub, 1998, 2000), in der Familie eine große Rolle spielen. Neben den Gesprächen mit ihrem Mann, die Frau A. halfen, ihre leidvolle Erfahrungen zu verarbeiten, spielten die Kriegserlebnisse auch in der Beziehung zu den Kindern und Enkeln bzw. dem familiären Narrativ und Gedächtnis eine große Rolle (vgl. Thießen, 2009). So wuchsen Frau A.s Kinder mit den Erzählungen zur NS-Zeit bzw. des Zweiten Weltkriegs, die bei familiären Zusammenkünften vorgetragen wurden, auf. Die Erzählungen spielten dem Empfinden von Frau B. nach auch in der Erziehung eine Rolle, wo sie zuweilen instrumentalisiert wurden. Sie dienten als erzieherisches Medium oder Projektionsfläche zur Verhandlung von Konflikten. Die Äußerung von Frau B., dass sie die Kriegsgeschichten als Kind manchmal nicht mehr hören wollte, kann vor diesem Hintergrund als Reaktion auf dahinter stehende Konflikte verstanden werden. Sie könnte auch Ausdruck eines kindlichen Schutzes vor In-Kontakt-Kommen mit den traumatisierenden mütterlichen Erfahrungen sein.

Erst allmählich wurden, so berichtet Frau B., die Gespräche über Krieg und den Feuersturm intensiver, aber auch kontroverser. Dies hat einerseits damit zu tun, dass Frau B. nach Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit kritische Fragen stellt,

andererseits kann sie aufgrund zunehmender Reife bestimmte Erfahrungen der Mutter, z. B. den Missbrauch durch den Vormund, besser verstehen. Die Auseinandersetzung wird, wie Frau B. angibt, emotionaler und intensiver.

Im Erwachsenenalter unterstützt Frau B. ihre Mutter bei der Suche nach den Gräbern ihrer Onkel und Auseinandersetzung mit den Verlusten. Die im Schlafzimmer stehende Vermisstenkiste deutete auf eine Identifikation mit der Mutter hin und kann als Container der von der Mutter nicht integrierten Verluste sowie als Symbol des Gedenkens ihrer verstanden werden. Eine Identifikation mit der Mutter wird auch im Hinblick auf die mütterlichen Stärken und ihren Lebensweg deutlich. Frau B.s Selbstdarstellung ähnelt der ihrer Mutter und es fällt auf, dass Frau B., wie sie selbst betonte, im gleichen Alter wie ihre Mutter von einem Mann, mit dem sie keine feste Beziehung zu haben schien, ein Kind bekam. Ihr Lebensweg ähnelt in manchen Teilen dem von ihrer Mutter beschriebenen „Alleingang“. Eine emotionale Nähe zwischen Mutter und Tochter wird in beiden Interviews kaum spürbar. Eine Nähe scheint überwiegend über Äußeres (Aktivitäten) zu entstehen.

Die Identifikation der zweiten Generation mit den Eltern ist in Zusammenhang mit Holocaustüberlebenden von mehreren Autoren eingehend beschrieben worden (u. a. Greenacre, 1967; Grubrich-Simitis, 1998; Kogan, 1995; Bergmann u. Jucovy, 1998; Kestenberg, 1989, 1998). Die Kinder versuchen sich mithilfe der Phantasie in die Erfahrungen und Erlebnisse der Eltern zu versetzen und diese identifikatorisch zu verstehen. Sie übernehmen unbewusst den Wunsch der Eltern, die verlorenen Objekte der Vergangenheit sowie des eigenen beschädigten Selbst wiederherzustellen. Vergangenheit und Gegenwart sowie Phantasie und Realität verschwimmen.

Frau B. ist bemüht, die Geschichte ihrer Mutter – vor allem das sprachlich nicht Vermittelbare, Traumatische – zu verstehen und dieser, u. a. durch Besuche im Bunker, Lesen von Dokumentationen, nachzuspüren. Dabei verschwimmen das Narrativ der Mutter und die durch Dokumentationen und Bücher entstandenen Bilder. Dies hat die Funktion, (traumatische) Leerstellen zu füllen sowie Widersprüche (u. a. Umgang mit der NS-Zeit), Brüche oder Unerträgliches zu verdecken. Es scheint, dass die Tochter die Erlebnisse ihrer Mutter aufzunehmen und zu containen versucht (u. a. symbolisiert durch die Vermisstenkiste in ihrem Schlafzimmer), sie in parentifizierter Rolle unbewusst zur psychischen Stabilisierung der Mutter fungierte.

Im Gegensatz zu den Darstellungen von Frau B. beschreibt Frau A. ihre Kinder als desinteressiert und Abstand suchend. Die Begleitung und Anteilnahme durch die Tochter bleiben im Interview unbenannt. Es ist zu vermuten, dass hierfür einerseits Generationskonflikte – u. a. von der Mutter geäußerte Enttäuschung über mangelnde Zuwendung bzw. begrenzte Zeit aufgrund der Vollzeitätigkeit der alleinerziehenden Tochter – ausschlaggebend sind, sich Frau A. andererseits durch die Distanzierung vor Inkontaktkommen mit schmerzlichen Gefühlen, die bei der Tochter projektiv verortet sind, zu schützen versucht. Möglicherweise wird darüber hinaus die offene und kritische Auseinandersetzung der Tochter mit der NS-Vergangenheit auch als konflikthaft und bedrohlich erlebt.

Erst in der Beziehung zu ihrem Enkelsohn ist es Frau A. möglich, sein Interesse an ihren Erlebnissen sowie dem Feuersturm als etwas Gutes, die Beziehung als innig, zu erleben. Auch er nimmt die Verlusterfahrungen der Großmutter sensibel wahr, bastelt ihr in Erinnerung an den Tod eines Enkelkindes und möglicherweise als unbewusstes Symbol für die früheren Verluste eine Puppe. Angeregt durch den Schulunterricht befasst er sich mit den historischen Ereignissen und spricht darüber ausführlich mit seiner Großmutter. Es ist zu vermuten, dass Frau A. die Gespräche als angenehmer erlebt, da die für die Eltern-Kind-Beziehung typische Ebene der Auseinandersetzung um die NS-Vergangenheit und Bewertung dieser fehlt. Auch in der Begründung der Verweigerung zum Kriegsdienst gibt der Enkelsohn die Kriegserfahrungen als Grund an.

Die Interviews machen deutlich, dass Frau A. zeitlebens daran arbeitet, die erlittenen Traumatisierungen zu verarbeiten, es mehrerer Generationen und eines haltenden familiären Rahmens bedarf, sie zu integrieren. Wichtige Funktionen übernehmen ihr Mann, der sie emotional auf- und annimmt, ihre Tochter, die bemüht ist, die Erlebnisse der Mutter identifikatorisch zu verstehen und gemeinsam mit ihrem Sohn insbesondere für die traumatischen Verluste Containerfunktion übernimmt.

In der Reihe der im Projekt untersuchten Zeitzeugen zeigt das Interview mit Frau A. beispielhaft: die „Feuersturmerfahrung“ ist kein isoliertes traumatisches Kriegserlebnis, vielmehr ist dieses unauflösbar verwoben in ein ganz persönliches Lebensschicksal mit eigenen Verlust- und Unglückserfahrungen. Die langfristige Verarbeitung auch der „traumatischen“ Kriegserfahrung wird bestimmt durch die Prägekraft der frühen Selbst- und Objekterfahrung und die sich hier ausbildenden strukturellen Grundmuster. Die Betrachtung dieser Muster durch die Generationen deckt gleichzeitig die Verwobenheit der psychomentalen Einstellungen und biografischen Entwicklungen mit dem historischen Zeitgeschehen auf: Auch in der Familie von Frau A. hat das 20. Jahrhundert zu Verwerfungen geführt, die einen bis heute andauernden „Verarbeitungsdruck“ erzeugen. Es bildet darunter eine familiäre „Verarbeitungskette“, deren Elemente sich in biografischen Interviews auffinden lassen. Erst die Ausleuchtung dieser historischen Gebundenheit gibt der Analyse von Eltern-Kind-Beziehungen und familiärer Beziehungen die notwendige Tiefenschärfe.

## Literatur

- Bergmann, M. S., Jucovy, M. E. (1998). Einleitung. In M. S. Bergmann, M. E. Jucovy, J. S. Kestenberg (Hrsg.), *Kinder der Opfer Kinder der Täter* (S. 23-56). Frankfurt am Main: Fischer.
- Greenacre, P. (1967). The influence of infantile trauma on genetic patterns. In S. S Furst (Hrsg.), *Psychic trauma* (S. 108-153). New York: Basic Books.
- Grubrich-Simitis, I. (1998). Vom Konkretismus zur Metaphorik. In M. S. Bergmann, M. E. Jucovy, J. S. Kestenberg (Hrsg.), *Kinder der Opfer Kinder der Täter* (S. 357-379). Frankfurt am Main: Fischer.
- Kestenberg, J. (1989). Neue Gedanken zur Transposition. *Klinische, therapeutische und entwicklungsbedingte Betrachtungen. Jahrbuch der Psychoanalyse*, 24, 163-189.
- Kestenberg, J. (1998). Überlebende Eltern und Ihre Kinder. In M. S. Bergmann, M. E. Jucovy, J. S. Kestenberg (Hrsg.), *Kinder der Opfer Kinder der Täter* (S. 103-126). Frankfurt am Main: Fischer.
- Kogan, I. (1995). *Der stumme Schrei der Kinder*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Kinston, W., Cohen, J. (1986). Primal repression: Clinical and theoretical aspects. *International Journal of Psychoanalysis*, 67, 337-355.
- Lamparter, U., Apel, L., Thießen, M., Wierling, D., Holstein, C., Wiegand-Grefe, S. (2008). Zeitzeugen des Hamburger ‚Feuersturms‘ und ihre Familien. Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur transgenerationalen Weitergabe traumatischer Kriegserfahrungen. In H. Radebold, W. Bohleber, J. Zinnecker (Hrsg.), *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen* (S. 215-256). Weinheim: Juventa.
- Laub, D. (1998). The empty circle: Children of survivors and the limits of reconstruction. *Journal of the American Psychoanalytic Association*, 46, 507-529.
- Laub, D. (2000). Eros oder Thanatos? Der Kampf um die Erzählbarkeit des Traumas. *Psyche*, 9/10, 860-894.
- Thießen, M. (2009). Der „Feuersturm“ im kommunikativen Gedächtnis. Tradierung und Transformation des Luftkriegs als Lebens- und Familiengeschichte. In J. Arnold, D. Süß, M. Thießen (Hrsg.), *Luftkrieg. Erinnerungen in Deutschland und Europa* (S. 312-331). Göttingen: Wallstein.

**Korrespondenzanschrift:** Dr. Birgit Möller, Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, -psychotherapie und -psychosomatik, Haus West 29, Martinistraße 52, 20246 Hamburg; E-Mail: bmoeller@uke.de

*Birgit Möller, Ulrich Lamparter und Silke Wiegand-Grefe, Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, -psychotherapie und -psychosomatik (BM und SWG), Institut und Poliklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie (UL), Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf*